



Wer ist in deiner Nachbarschaft nicht erwünscht?

Elena und Martin: Wie sieht akzeptierende Suchthilfe am Stutti aus?

Elena: Mein Name ist Elena Pastorelli. Ich bin Diplomsozialarbeiterin und arbeite seit sechs Jahren für FixPunkt e.V. am Stutti, im Wohnmobil.

Martin: Mein Name ist Martin Gollnik. Ich arbeite seit circa Mitte Mai als Sozialarbeiter auch am Stutti im Mobil und am Leopoldplatz manchmal.

Elena: Ich bin halt irgendwie eingestellt worden von Fixpunkt und es gab auch gar keine andere Option. Also ich bin überhaupt nicht aus Charlottenburg, ich lebe in Neukölln. Ich hatte vorher überhaupt gar keine Berührung zu Charlottenburg, muss ich ganz klar sagen. Also klar, ich war mal vielleicht irgendwann mal am Ku'damm und mal im KaDeWe, aber jetzt so genau Stuttgarter Platz kannte ich eigentlich gar nicht. Das ist so eine Gegend, in der ich vorher nicht war. Wilmersdorfer Strae kannte ich, weil ich da mal shoppen war irgendwann. Aber das war es auch schon. Und jetzt bin ich seit sechs Jahren fast täglich hier und mache hier auch Street Work. Das heit, ich bin nicht nur am Stuttgarter Platz, sondern ganz Charlottenburg-Wilmersdorf unterwegs. Kenne mich jetzt hier mittlerweile total gut aus und kenne auch ganz schön viele Leute und vor allem unser Klientel, das hier am Stuttgarter Platz lebt oder auch nur vorbeikommt.

Martin: Ich wohne seit neun Jahren jetzt in Berlin und vier Jahre davon habe ich auch in Charlottenburg gelebt, am Kaiserdamm. Kenne also den Stuttgarter Platz schon auch privat. Dass ich jetzt hier arbeite, ist eher Zufall gewesen, weil ich mich auch beim Träger beworben habe und eben die Stelle hier in Charlottenburg frei war. Was ich einerseits mag, weil ich mir denke, ich kenne mich hier schon aus. Jetzt durch die Street Work, wie Elena gerade schon gesagt hat, habe ich den Kiez auch ein bisschen besser kennengelernt. Manchmal ist es ein bisschen komisch, wenn ich privat unterwegs bin, dass mich die Leute erkennen und auch grüen, aber ich habe mich jetzt damit arrangiert. Ich finde es jetzt nicht mehr schlimm.

Und ja, ich bin eigentlich recht happy jetzt, dass ich hier arbeite.

Martin: Ja, einfach Privates vom Geschäftlichen so zu trennen. Also was heisst geschäftlich...Arbeit von Privatleben. Dass halt einfach Leute, die mich halt kennen von der Arbeit her und für die ich ja auch eine gewisse Rolle erfülle - also eine gewisse Machtposition natürlich auch ausübe - dass sie mich halt dann sehen. Also einfach ein komisches Gefühl, manchmal eben Leute aus der Arbeit privat auch zu sehen.

Elena: Wir stehen ja da vorne am diesem Platz mit zwei Mobilen. Das eine mobile, das ist halt ein Drogenkonsummobil, in dem konsumiert werden kann. In dem arbeiten wir nicht vorrangig. Da arbeiten Ärzte und Pflegekräfte und Sanitäter. Wir sind in diesem anderen Mobil, was da steht. Das sieht aus wie ein normales Wohlmobil.

Wir geben halt Konsumutensilien jeglicher Art raus, Spritzen, Nadeln, Tupfer, was auch immer man braucht, um halt Drogen zu konsumieren. Wir machen aber halt auch Sozialberatung. Wir machen viel Beziehungsarbeit mit den Leuten, die da sind. Es gibt Klient*innen, die wir schon seit wahnsinnig vielen Jahren kennen oder die auch immer mal wiederkommen und dann zwischendurch verschwunden sind. Genau, wir sind in engem Kontakt mit den Leuten, die da unter der Brücke leben, weil das auch zum Teil unsere Klient*innen sind, nicht alle. Und genau, wir kriegen dadurch die Seite vom Stuttgarter Platz mit. Genau, wir haben auch ein Projekt, so ein Peer-Projekt, wo die die Spritzen einsammeln gehen. Das heit, wir kennen auch die Orte, wo die Sachen rumliegen. An uns wird auch angetragen von anwohnenden Menschen, die entweder erbost sind, weil sie irgendwo was gefunden haben.

Aber wir kriegen auch viel Rückhalt hier aus der Bewohnerschaft für unsere Arbeit, die wir machen. Wir kriegen auch oft gesagt, dass es cool ist, was wir machen und gut, dass wir da sind. Und das Konsummobil ist ja unter anderem dafür, da das auch aufzufangen, dass über Tag hier nicht so viel im öffentlichen Raum konsumiert wird, was hier einfach stattfindet, aber auch, da zu sein, falls ein Notfall passiert und interagieren zu können.

Genau, wir sind von Montag bis Freitag immer von 14 bis 18 Uhr hier. Das heisst, nachts sind wir nicht da, am Wochenende sind wir nicht da, da gibt es keine Finanzierung für und das ist dann die andere Zeit, die hier stattfindet. Vom Senat gefördert.

Martin: Der Unterschied von den Menschen ist halt hauptsächlich, dass wir hier eine viel russischsprachigere Community haben, was halt mit Charlottenburg zu tun hat. Weil Charlottenburg nach der russischen Revolution eben Anlaufstelle für russische Menschen war. Und auch nach dem Zweiten Weltkrieg, weshalb es halt hier so eine große Community gibt. Der andere Unterschied ist, dass es am Leopoldplatz eine viel größere, offene Szene gibt als hier. Also hier ist die Szene - klein würde ich nicht sagen - aber im Vergleich zum Leopoldplatz deutlich kleiner. Am Leopoldplatz werden auch andere Substanzen vermehrt konsumiert, wie Crack zum Beispiel. Und die Szene an sich, glaube ich, ist mittlerweile nach ein, zwei offenen Plätzen in Frankfurt mit die grösste in Deutschland, wo es viel mehr Probleme gibt mit Anwohner*innen, mit Leuten, die vor Ort Geschäfte haben. Also hier sind wir deutlich geduldeter als am Leopoldplatz. Also auch erwünschter. Habe ich zumindest das Gefühl, subjektiv. Und ja, das sind eigentlich die größten Unterschiede. Und Eben die Bedarfe der Leute sind aber eigentlich, finde ich, relativ gleich hier und am Leopoldplatz. Genau, wenn Leute ins Hilfesystem wollen, weg von den Substanzen kommen wollen, können sie zu uns kommen am Leopoldplatz, wie hier auch. Und Utensilien gibt es da auch und Konsummobil gibt es auch am Leopoldplatz. Es sind nur die Dimensionen deutlich kleiner. Wir haben jetzt am Tag ungefähr hier 60, 70 bis 80 Kontakte, würde ich sagen. Und am Leopoldplatz sind es 200 bis 300. Also da ist schon ein großer Unterschied.

Elena: Ja, und der Bedarf von obdachlosen Menschen, die Drogen gebrauchen, ist einfach ähnlich, was du auch gerade gesagt hast. Es geht viel um Wohnungen finden, Sozialversicherung, Krankenkasse, medizinische Hilfe, wenn man nicht krankenversichert ist. Viele unserer Leute - die meisten - sind nicht krankenversichert, weil die auch durch das Hilfesystem durchfallen, weil es keine deutschen Menschen sind. Genau. Und was Martin eben schon meinte, Hilfe zur Substitution, Entzug...

Also für mich war immer ... Ich habe immer in Charlottenburg oder in Neukölln gewohnt und für mich war ... In Charlottenburg, was erzähle ich?? Ich habe immer in Kreuzberg und in Neukölln gewohnt. Und Charlottenburg war für mich immer so ein Schickie-Mickie-Kiez. Also ich dachte immer, Charlottenburg ist halt Ku'Damm. Mir war gar nicht klar, dass es in Charlottenburg auch so Ecken gibt. Berlin ist ja einfach mal gro und wenn man sich hier nicht herum treibt, dann weiß man das auch nicht.

Und das hat sich total verändert, aber ich mag den Kiez mittlerweile sehr gerne. Also ich bin jetzt auch schon lange hier. Und dass es hier eine Szene gibt, also eine Drogen-Szene, ist auch nichts Neues. Das ist ja auch schon sehr, sehr alt und sehr gewachsen - ähnlich wie am Bahnhof Zoo auch, wobei es da gar nicht mehr so schlimm ist. Da war es in den 80ern und 70ern viel schlimmer als jetzt. Und ich habe nicht das Gefühl, dass es in den letzten Jahren schlimmer geworden ist. Sondern es ist relativ konstant, würde ich sagen. Also seitdem ich hier bin. Es ist immer mal ein bisschen mehr, dann wieder ein bisschen weniger.

Das ist glaube ich auch der Unterschied zum Leopoldplatz. Das ist nicht so ein gewachsener Drogenkiez, würde ich mal sagen. Und da kam das relativ explosionsartig. Also da gab es das schon auch immer, aber eben nicht in der Dimension. Und hier bleibt das immer ungefähr in der gleichen Dimension, also bisher.

Martin: Wie gesagt, ich wohne hier schon ein bisschen länger, aber ich habe den Stuttgarter Platz jetzt nicht wirklich wahrgenommen. Also klar, ich wusste, wo das ist, aber ich habe mich nie damit auseinandergesetzt und habe jetzt schon durch die Arbeit ein bisschen auch geschichtlich geschaut, was ging hier eigentlich ab? Also die letzten 30, 40 Jahre? Es ist schon interessant, wie sich dieser Platz hier verändert hat, im Gegensatz zu wie es halt mal war. Dazu habt ihr sicher schon einige Dinge gehört.

Ja, ich habe es ja nicht erlebt vor 30, 40 Jahren, aber zum Beispiel diese ganze Ecke vorne gegenüber von der S-Bahn, dass das alles Bordelle waren früher und dass hier wirklich eine groe Szene, auch Rockerszene, am Start war. Das wusste ich halt alles nicht. Und Charlottenburg an sich, klar, hat natürlich bei den meisten anderen Berliner*innen den Eindruck, so sehr posh, sehr reich et cetera.

Aber es gibt halt auch meiner Meinung nach, zwei Seiten von Charlottenburg. Eben die nördliche und südliche Seite der Kantstrae, wo man halt schon Unterschiede sieht. Wo dann Nord Charlottenburg doch eher Moabit ähnelt, finde ich. Und ich habe halt einfach durch die Arbeit den Kiez halt noch mal komplett neu kennengelernt. Auch Ecken, von denen ich nichts wusste. Dass auch die Szene so gro und so verbreitet ist, wusste ich auch nicht. Also es ist schon interessant zu sehen, wie die Arbeit noch mal sensibilisiert zu verschiedenen Bevölkerungsgruppen, die man hier hat. Oder Szeneorten, die man hat etc.

Elena: Es gab lange eine Frau, die immer gekommen ist. Die ist zurzeit nicht da. Also ich wei auch gerade nicht, wo die ist. Also die auch einfach schon sehr lange konsumiert und die sicherlich auch schon vor 30 Jahren hier war, weil sie Berlinerin ist. Aber ansonsten sind das eher Leute, die die letzten Jahre gekommen sind. Wie gesagt, wir sind ja da mit den Menschen da unter der Brücke. Die sind alle nicht so alt und die sind auch alle noch nicht so lange in Deutschland.

Also ich bin hier gar nicht. Das ist viel zu weit weg von zu Hause. Ich meine, warum soll ich hier einen Kaffee trinken gehen? Nein, ich habe auch keine Freunde, Bekannten, die hier sind. Ich bin auch schon seit 30 Jahren in Berlin und mein Freundeskreis ist nicht in diesem Kiez und auch meinen Lebensmittelpunkt nicht, auer mein beruflicher ... Also privat bin ich hier nie. Ganz einfach.

Martin: Ja, die meisten meiner Freunde wohnen jetzt auch nicht in Charlottenburg. Aber ich bin schon öfter hier unterwegs. Und bin auch am Stutti, meistens in der Kneipe am Stutti, im Hecht. Also wahrscheinlich sehr bekannt auf jeden Fall und habe aber jetzt so mit den Leuten, wenn ich sie treffe oder so...Also meistens bin ich sonst am Lietzensee hauptsächlich. Oder Schlosspark Charlottenburg. Am Lietzensee trifft man ab und zu Leute von hier, weil es ja nicht so weit weg ist, aber am Schlosspark Charlottenburg trifft man natürlich eher weniger. Aber es ist jetzt auch nicht so, dass ich irgendwie mich ... Also es fühlt sich nicht so komisch an,

wenn ich Leute privat treffe. Und die kommen ja auch nicht zu mir und quatschen dann mit mir, sondern die sagen halt „Hallo“. Aber die haben ja besseres zu tun, als irgendwie mit dem Typen zu reden, der unter der Woche da am Auto steht. Also die haben auch ihre sozialen Kontakte. Die haben auch ihre Dinge, die sie zu tun haben. Das ist auf jeden Fall kein komisches Gefühl oder so.

Elena: Also was unsere Arbeit ausmacht: Wir arbeiten hier niedrigschwellig. Niedrigschwellig bedeutet: Wir sind da. Die Leute müssen keine Termine mit uns machen. Wir haben auch Sprachmittler*innen, die Russisch reden, dass es da überhaupt auch einen Zugang gibt. Weil viele der Menschen, die hier sind, auch wirklich gar kein Deutsch sprechen. Ich sprech leider selber kein Russisch, was es mir immer so ein bisschen schwierig macht. Also ich brauche schon jemand dabei, der übersetzt. Und ich glaube, wir sind da für die Leute, die unter der Brücke wohnen, einfach die erste Anlaufstelle. Die müssen nirgends hinfahren. Das ist jetzt nicht so wie bis zum Bahnhof zufahren. Das hört sich zwar für jemand, der nüchtern ist, jetzt nicht besonders weit an, ist es aber vielleicht unter Umständen.

Wir haben da schon ein sehr enges Verhältnis mit den Leuten. Die haben auch ein Vertrauensverhältnis zu uns. Die erzählen uns, glaube ich, auch Sachen, die andere Leute nicht wissen. Wir kennen auch zu Leuten Lebensgeschichten, die andere nicht kennen. Und ich glaube, das macht unsere Arbeit aus, überhaupt eine Anlaufstelle zu sein, die verlässlich da ist jeden Tag. Und wo die sich mit ihren Problemen hinwenden können und auch immer ein offenes Ohr finden für das, was sie da haben. Genau.

Martin: Was auch die Arbeit von unseren Trägern ausmacht, ist dass wir akzeptierend arbeiten. Wir machen akzeptierende Drogenarbeit, die nicht abstinenzorientiert ist. Heisst, dass wir den Leuten nicht sagen: „Hey Leute, wie wäre es denn jetzt mal?“, oder irgendwie das Ziel unbedingt vor Augen haben, dass die Leute clean werden, sondern dass die Leute es selber in der Hand haben. Also wenn die Leute Lust haben, zu konsumieren, dann machen sie es sowieso und dann muss ich ihnen nicht reinreden, sondern sie wissen schon, was sie tun.

Wenn sie Lust haben, dann können sie zu uns kommen und dann helfen wir ihnen dabei, eben clean zu werden. Aber wir gehen jetzt nicht hin und sagen: „Hey Leute, ihr müsst clean werden“. Das ist auch noch mal ganz wichtig, glaube ich, zu sagen. Sonst, glaube ich, hast du ja alles gesagt.

Ja, das Ding ist halt auch, dass Konsum, vor allem eben Konsum illegaler Substanzen, sehr stark stigmatisiert wird in der Öffentlichkeit. Und die Leute sich immer zurückziehen müssen, hier direkt am Bahndamm quasi in den Busch oder so. Wo jetzt nicht unbedingt gewährleistet werden kann, dass man jetzt in der sterilen Umgebung konsumiert. Das ist, glaube ich, ein sehr großes Bedürfnis von den Leuten im Konsummobil: es kann niemand reinschauen. Die Leute sind anonym. Die Leute haben ihre Ruhe während sie konsumieren und können sogar währenddessen eben beraten werden zu kleineren Verletzungen oder auch manchmal größeren. Genau, ich glaube, das steht im Vordergrund eben - sauberer und risikoärmer zu konsumieren als eben so der Abstinenzgedanke. Aber es gibt immer wieder Beispiele, wo Leute kommen und dann in Substitution gehen und dann auch einfach: man sieht sie halt nicht mehr. Also sie sind dann mal nicht weg und kommen vielleicht nach zwei Jahren wieder, um sich zu bedanken. Aber ja, das ist nicht das unbedingte Ziel der Arbeit. Es ist schön, wenn es passiert, aber ja.

Elena: Also wir haben vier Plätze drin.

Martin: Es gibt eine Raucherkabine, wo zwei Leute rein können. Wo dann eben Crack oder Crystal Meth oder auch Heroin geraucht werden kann. Und ebenfalls noch zwei Plätze drauen, wo die Leute eben sich einen Schuss setzen können.

Elena: Und das Ganze in der sterilen Umgebung mit sauberen Nadeln, sauberen Spritzen. Man kann sich die Hände da drin waschen. Es wird alles desinfiziert und das ist ja auch einer unserer Ansprüche. Das ist ja auch harm reduction. Das ist ja auch unsere Aufgabe. Damit die Menschen, die intravenös oder wie auch immer Drogen konsumieren, sich nicht noch zusätzlich andere Krankheiten reinziehen, wie Hepatitis, HIV...Whatever. Oder einfach auch Infektionen über unsterile Nadeln, dreckige Umgebung...

Vanessa: Wir möchten euch auch gar nicht weiter über die Schicksale und Geschichten von euren Klient*innen ausfragen, sondern vielmehr einfach den Fokus auf euch lenken, die ihr hier einfach auch maßgeblich den Stadtraum mitgestaltet. Und falls ihr Lust habt, könntet ihr noch mal erzählen, wo eure Lebensgeschichte begonnen hat. Also, wie seid ihr aufgewachsen? Wie und wann kam es nach Berlin?

Elena: Ich bin in Italien geboren, im Saarland aufgewachsen, habe dann im Rheinland studiert. Wollte aber sogar schon in Berlin studieren. Mein Abi war aber zu schlecht und bin ab Anfang der 90er-Jahre regelmäßig nach Berlin gefahren, weil ich hier schon Freunde hatte und bin dann Mitte der 90er-Jahre umgezogen nach Berlin, als hier noch die goldenen Zeiten waren und alles total billig und toll. Genau, und seitdem bin ich in Berlin aus Liebe zu der Stadt, ganz einfach. Und habe auch nicht vor, von hier wegzugehen, auch wenn jetzt alles teuer ist. Aber ich habe hier noch einen alten Mietvertrag und kann mich da drauf ausruhen - hoffentlich, toi, toi, toi!

Ich selber habe 30 Jahre meines Lebens geraved, also habe genug Kontakt selber gehabt mit Partydrogen und sonstigen Substanzen und habe mich da auch durchprobiert ... Also mit Heroin habe ich nichts am Hut gehabt, nie in meinem Leben, obwohl ich eigentlich ... Ich bin 1970 geboren und in den 80ern war das schon noch ein großes Thema. Also auch viele meiner Freunde und Freundinnen damals haben angefangen, Heroin zu konsumieren Ende der 80er.

Vanessa: In Berlin?

Elena: Nein, im Saarland, überall in Deutschland. Also das war einfach noch schicker, sagen wir es mal so. Es gab ja sonst nichts. Also ich meine, dieser ganze Ecstasy-Kram, das kam alles erst Mitte der 90er. Das darf man nicht vergessen. Das gab es gar (noch) nicht, als wir so alt waren. Und da waren aber noch die Überreste aus den 70ern, von dieser ersten Heroinwelle, die es da gab. Und das war schon auch noch sehr präsent und auch Freunde von mir sind daran gestorben damals. Als ich 17, 18, 19 war. Das ist auch passiert. Genau, insofern hatte ich da schon immer nahen Bezug zu diesem Drogenthema im Privaten.

Und habe dann erst mal, als ich nach Berlin gekommen bin und studiert hatte, erst mal gar keinen Bock, irgendwie Soziale Arbeit zu machen. Habe 20 Jahre im Club gearbeitet, Festivals mit organisiert, Technoparties organisiert, alles mögliche organisiert. Deko gebaut auf Festivals.

Das war so mein Ding, bis ich dann irgendwann Mama geworden bin und dann gemerkt habe, dass diese Nachtarbeit einfach überhaupt nicht mehr in meinen Lebensalltag reinpasst mit einem Kleinkind. Dann irgendwie nachts im Club stehen, tagsüber ein Kleinkind haben, passt halt nicht. Dann bin ich zurückgegangen in die Soziale Arbeit. Und dann war das relativ naheliegend, in den Bereich einzutauchen. Weil ich das Gefühl hatte: „Okay, zumindest mit Substanzen kenne ich mich ganz gut aus“ Und ich habe das ja auch studiert, so ist es jetzt auch irgendwie nicht.

Elena: Am Norden, in Laco, am Lago di Como. Mein Papa ist Italiener, meine Mama Deutsche. Ja. Ich bin mit meiner deutschen Mama nach Deutschland. Okay, spannend.

Martin: Ja, ich bin in Oberbayern geboren. Bin auf auf gewachsen, in einer eher ländlicheren Umgebung, wo natürlich ein bisschen konservativ geprägter war. Auch so in meiner Kindheit. Habe aber dann relativ...Also meine Eltern waren relativ liberal unterwegs, sagen wir es mal so. Und bin dann auch in so einen Freundeskreis reingerutscht, wo ich schnell dann gemerkt habe: Nein, ich kann jetzt nicht mehr in Bayern auf längere Frist bleiben. Habe mit 18 mein Abi, also die zwei Jahre Fachoberschule in München angefangen. Währenddessen den ersten Kontakt mit chemischen Substanzen gehabt, so MDMA, Speed, Kokain et cetera. Alles auch selber durchkonsumiert. Selber Probleme auch mit den Substanzen gehabt und sehr viele Freunde auch gehabt, die Probleme hatten - teilweise auch schwerwiegendere als ich. Beziehungsweise konnten schwieriger damit umgehen.

Und habe da gesehen, auch selber als ich Hilfebedarf hatte, dass es nicht möglich war, die zu bekommen. Also nicht in dem Stil. Ich wei nicht, wie es jetzt in München ist. Wahrscheinlich auch besser als vor zehn, dreizehn Jahren. Aber ja, habe einfach gemerkt, das ist was, was mich fasziniert. Also Substanzen. Substanzkonsum hat mich schon immer fasziniert. Und dann was zu tun gegen diese repressiven Maßnahmen, mit denen halt Substanzkonsument*innen behandelt werden in der Gesellschaft. Und bin dann mit 21 nach Berlin gezogen. Wollte soziale Arbeit studieren, aber mein Abitur war leider zu schlecht.

Habe dann acht Jahre in der Veranstaltungstechnik gearbeitet und da auch immer mehr Kontakte auch zu Leuten bekommen, die problematisches Konsumverhalten hatten etc. Und immer so gemerkt, dass es nicht genügend Angebote gibt, die einfach niedrigschwellig genug sind. Auf jeden Fall habe ich dann als Corona Iosging einen Studienplatz bekommen. Mit 27, glaube ich, oder so, oder 28. Und habe dann eben Soziale Arbeit studiert, was mir dann den Zugang endlich gegeben hat zu solcher Trägerarbeit. Auch zu Trägearbeit, von der man dann leben kann als Sozialpädagoge und mache jetzt diese Arbeit eben auch nicht nur zum Geld verdienen, sondern weil ich halt auch einen Sinn dahinter sehe. Und weil mir die Arbeit auch sehr Spa macht. Und arbeite nebenbei auch noch in einem ehrenamtlichen Verein, der Eclipse heißt, wo es halt um Safer Use auch geht, aber eher im Partykontext. Und so psychologische Ambulanzen bieten wir an, wo wir uns um Leute kümmern im Festivalkontext. Fahren auf Festivals und guiden Leute quasi durch Trips et cetera. Arbeitstechnisch, ehrenamtlich oder auch entgeltlich, so dreht sich eigentlich bei mir fast alles um Substanzen. Deswegen habe ich einen Bezug dazu auf jeden Fall.

Elena: Also A) – glaube ich, dass die meisten Leute, die in der Drogenhilfe arbeiten, auch eigene Erfahrungen gemacht haben. Das ist so ein bisschen meine Erfahrung damit. Nicht alle und das ist auch nicht zwingend erforderlich, dass das so ist. B) – wei ich nicht, wie ein Heroinrausch sich anfühlt, weil ich das noch nie konsumiert habe. Aber C) - verstehe ich grundsätzlich das Bedürfnis, sich breit zu machen, sich wegzuknallen. Bock zu haben, Drogen zu nehmen. Wie sich das anfühlt. Und ich glaube, das ist einfach auch ein Grundbedürfnis, was jetzt nicht besonders neu ist.

Es ist ja gerne so, dass Leute, die Alkohol konsumieren, von sich selbst behaupten, dass sie keine Drogen nehmen. Und es ist einfach eine gesellschaftlich akzeptierte Droge und nicht unbedingt die ungefährlichste von allen und so. Aber so dieses Recht auf Rausch oder dieses Bedürfnis nach Rausch ist jetzt eigentlich was, was die meisten Menschen eigentlich haben. Und ich würde sagen, kaum jemand hat das nicht. So rum sehe ich das eher. Es ist halt die Frage, ob man da so eine groe Unterscheidung macht, um was für eine Substanz es sich handelt. Genau, also grundsätzlich verstehe ich dieses Bedürfnis und grundsätzlich wei ich, dass es nicht einfach ist, von der Opiatabhängigkeit loszukommen und dass das was ganz anderes jetzt noch mal ist, wie bei anderen Substanzen tatsächlich, weil es auch immer einfach eine körperliche Abhängigkeit ist, die bei anderen Substanzen nicht unbedingt gegeben ist. Ich kann am Wochenende Exctasy nehmen, danach habe ich keinen Entzug. Also mein Körper verlangt nicht, dass ich diese Substanz nehme, damit ich überhaupt noch mal klarkomme und das ist einfach mal bei Opiaten komplett anders.

Martin: Ich muss eben sagen - weil ich aus Bayern bin, wo die Repression noch mal ein bisschen härter ist als jetzt in Berlin - vor allem, dass ich auch die Erfahrung gemacht habe, eben kriminalisiert zu werden für mein Konsumverhalten. Ich muss auch dazu sagen, ich bin wei, ich bin Cis-Mann. Das ist noch mal eine ganz andere Perspektive als bei anderen Leuten. Trotzdem kann ich mich so ein bisschen reinversetzen in das Gefühl, für das verurteilt zu werden, was man macht. Auch nicht nur irgendwie von der Gesellschaft, sondern auch aus engeren Kreisen. Und ich mir so ein bisschen mehr Sensibilität mit dem Umgang, mit dem Thema, von der Gesellschaft wünsche. Weil ich meine, wir hätten nicht so viele Drogenkonsumenten, wenn es nicht Spa machen würde. Leute machen das eben, weil es Spa macht. Und das ist halt so.

Diese Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Substanzen ist das, was ich überhaupt nicht verstehe. Weil Alkohol, wenn man sich die Zahlen anschaut: bla bla bla, halt mit Abstand, die schlimmste Substanz ist, die es gibt. Aber sobald es irgendwie um Heroin oder so geht, „harte Drogen“ in Anführungszeichen, werden sofort die Augen verschlossen, alle Studien ignoriert und einfach gesagt:

„Es ist schlecht, weil es stigmatisiert ist“. Das sind so Dinge, die sich glaube ich, ändern müssen. Wovon auch betroffene Leute viel mehr profitieren würden, wenn es nicht so wäre. Auch im Hilfesystem, auch Träger-intern. Nicht Träger-intern, sondern im Hilfesystem intern wird auch genug stigmatisiert, weil Leute andere Substanzen nehmen, obwohl es im Endeffekt keinen Unterschied macht.

Elena: Also wie gesagt, ich nehme den Stuttgarter Platz im Groen und Ganzen eigentlich echt positiv wahr - es gibt einen Anwohner, der uns immer anfeindet - aber ansonsten, finde ich, werden wir hier sehr nett empfangen von den Menschen, die halt hier leben. Und erfahren eigentlich mehr positive Zustimmung als negative. Und das finde ich ganz schön. Ich arbeite hier eigentlich ganz gerne. Ich finde, es ist eigentlich ein Kiez, in dem man sich ganz gut wohlfühlen kann.

Pfff, das lässt mich kalt. Also nee, persönliche Anfeindungen gibt es eh nicht. Wenn dann ist das ja so, dass ... Das sind immer die gleichen Diskussionen. Das sind ja so Diskussionen, dass wir quasi schuld dran sind, dass die Leute Drogen nehmen, weil wir Spritzen verteilen. Wobei das natürlich totaler Blödsinn ist. Es ist ja nicht so, dass man anfängt, Drogen zu konsumieren, weil es Konsumutensilien gibt. Also so. Und das ist dann immer so - darüber muss man dann reden.

Martin: Ja, es wäre schön, wenn Leute einfach mal zugehen würden auf die Personen, wo sie so denken: „Oh mein Gott, Sie konsumieren das und haben ja gar keine Kontrolle über ihr Leben“, und was wei ich. Die meisten Leute haben meiner Meinung nach einen strukturierteren Alltag als Leute, die einen festen Wohnsitz haben. Weil die Leute müssen auch das Geld beschaffen. Die Leute müssen irgendwie gucken, dass sie eben ihre Substanzen bekommen, was teilweise einen viel größeren Arbeitsaufwand bedeutet als 9-to-5-Job. Und sich einfach mal mit Leuten in einen Austausch zu begeben und einfach mal so Räume zu schaffen, wo Leute reden können miteinander, bla bla bla.

Oder halt einfach...Also Räume braucht es eigentlich nicht, sondern es braucht eine Bereitschaft der „normalen“ - in Anführungszeichen - Gesellschaft, irgendwie auf Leute zuzugehen und sich mal auszutauschen. Dann würde man auch schnell



sensibilisiert werden zu dem Thema. Und mehr kann ich auch nicht sagen. Leute, die gegen unsere Arbeit sind oder Anfeindungen, kann ich so nicht ernst nehmen, solange die Leute das nicht fachlich begründen können. Und fachlich begründen kannst du es nicht, weil es keine fachlichen Begründungen, Studien, zu den Dingen gibt, die Leute sagen. Und deswegen ist es für mich einfach nur: Ich kann mit den Leuten reden, ich kann Leuten Sachen sagen, aber wenn sie es nicht hören wollen, wollen sie es nicht hören und dann ist mir auch egal.

Das Interview wurde 2024 im Rahmen von Tutti Stutti von Fred Gehrig geführt. Tutti Stutti ist eine Produktion von Polyrama – Museum für Lebensgeschichten.

Postproduktion: Ramin Parvin

Transkript: Vanessa Rodrigues-Vital,
Stefanie Höpfner und Happy Scribe.